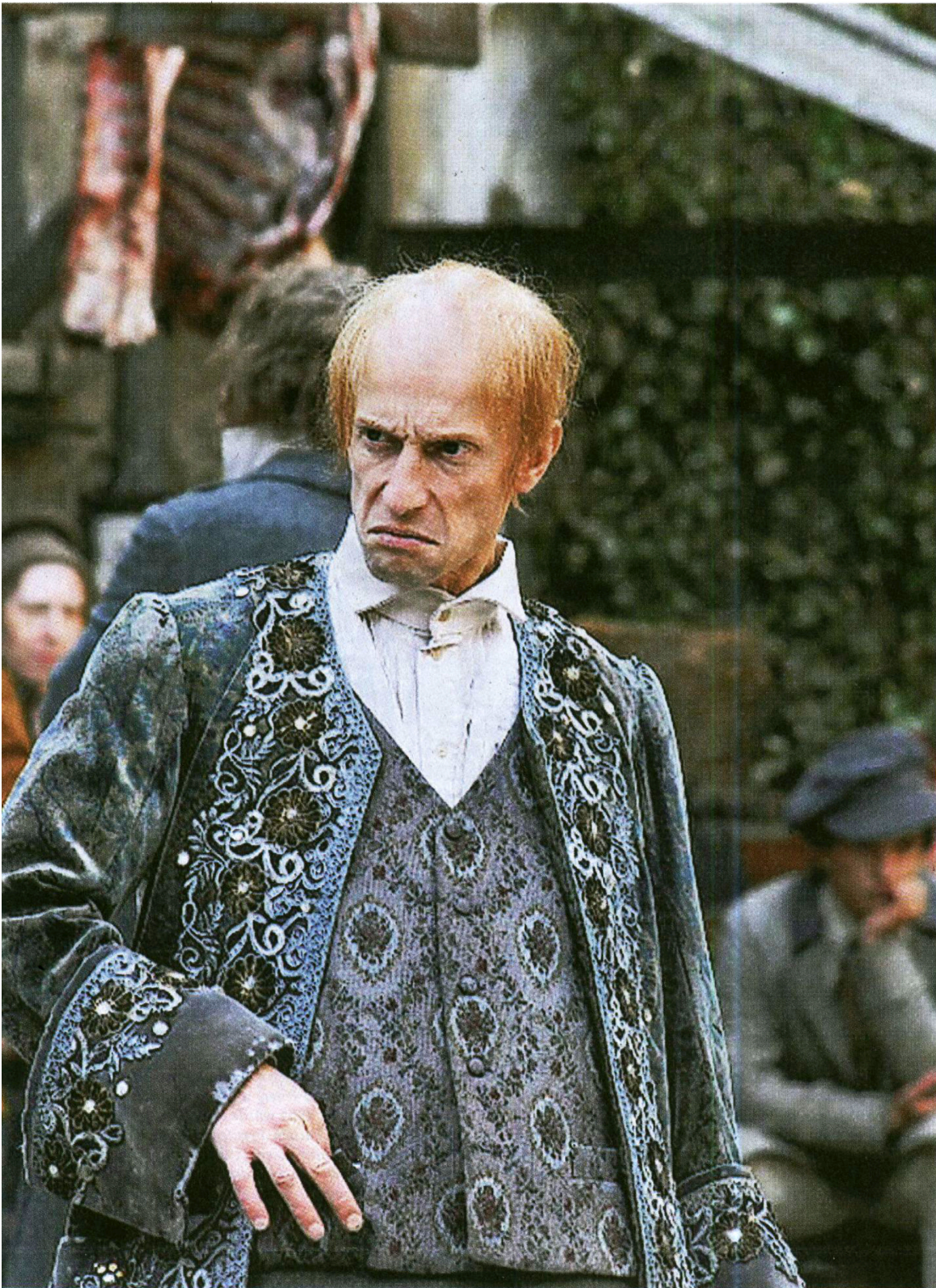


Feuilleton

MONTAG, 12. SEPTEMBER 2011 · NR. 212 · SEITE 27



Das Gesicht, das stets verneint: Anton Adassinsky als teuflischer Geldverleiher in Alexander Sokurovs „Faust“.

Foto Festival

Zurückfortschritt

Hat schon mal irgendwer den Namen Antonio Vivaldi gehört? Oder ist vertraut mit der Musik von Claudio Monteverdi? In keinem anderen zivilisierten Land klingen solche Fragen angebrachter als in Italien. Denn ausgerechnet im Mutterland der Musik ist die Kenntnis der eigenen Tradition klagenswert auf den Hund gekommen. Während seit drei Jahrzehnten die Wiederentdeckung barocker und vorbarocker Komponisten zu den aufregendsten Phänomenen unseres Kulturlebens zählt, ist Italien weitgehend stehengeblieben auf dem Wissensstand des klassischen Kanons, dem zufolge es vor Mozart und Haydn (mit Ausnahme von Johann Sebastian Bach) kaum intellektuell ernstzunehmende Musik gab. Es ist kurios: Die eigenen ästhetischen Quellen hat in Italien vor allem die „opera lirica“ verschüttet, jene belcantistische Epoche von Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi, die landauf, landab die Spielpläne beherrscht. Dass man nördlich der Alpen, inzwischen aber auch in Spanien, ja sogar Griechenland seltene Händel-Opern wieder aufzeichnet, dass italienische Barockmaestri wie Stradella, Steffani, Traetta langsam, aber mächtig ins Bewusstsein eindringen – dieses Wunder ist in Italien selbst an Experten vorbeigegangen. Noch absurder wird die Tatsache dadurch, dass italienische Musiker mit etlichen Ensembles maßgeblich am internationalen Siegeszug der Alten Musik beteiligt sind – nur dass die Stars im eigenen Land weniger bekannt sind und ihr Geld größtenteils auf Konzertreisen und mit Tonträgern im Ausland verdienen. Insofern hat sich im berlusconianischen Italien wirklich wenig geändert gegenüber der Barockzeit, als mittellose Musiker ihr Brot an ausländischen Höfen verdienen mussten oder – wie der große Alessandro Scarlatti – am Ende verarmt und vergessen im Vaterland starben. Im selben Sinn schreiben italienische Qualitätsmedien heute irritiert über die Verkaufszahlen von Barockmusik in der Plattenbranche, über die Neugier eines europäischen Publikums auf diese unbekannteren Landsleute wie Caldara oder Cavalli. Als bekannt wurde, dass die Italienerin Cecilia Bartoli den Italiener Riccardo Muti als Chefdirigenten der Salzburger Pfingstfestspiele ablösen wird, schrieb der bekannteste Musikkritiker Italiens, Paolo Isotta, empört über irgendeine „amerikanische Allerweltsängerin“, die den großen Maestro verdrängt habe. Dass die Bartoli mit der Ausgrabung virtuoser Kastraten-Arien Millionen von Platten verkauft, hat sich bis Rom und Mailand noch nicht herumgesprochen. Vielleicht sollten sich angesichts solcher Ignoranz die Italiener an den Ratschlag von Giuseppe Verdi halten: „Wir müssen zu unseren Ursprüngen zurückkehren, um einen Fortschritt zu erreichen.“

Und grün des Lebens goldner Film

Alexander Sokurows „Faust“ gewinnt den Hauptpreis im Festival von Venedig

VENEDIG, 11. September Tagelang bis zu zehn Stunden im Kino zu sitzen macht zwar vielleicht nicht zwingend stumpfsinnig. Aber doch ein bisschen gereizt, und das merkt man dann schon, in den Lokalen mit den feinen Muscheln, am Strand und in der Schlange zur Vorführung: Die Diskussionen werden nach dem Wochenende, das etwa die Hälfte der Festivalzeit markiert, merklich ruppiger, die Kellner häufiger angefahren, die mitgebrachten Kinder auch dann demonstrativ vernachlässigt, wenn sie den Hollywoodstars vor die Limousinen oder den Journalisten vor die geliehenen Fahrräder laufen.

Ungeduld kommt auf: Einige meinen bald, es sei ihnen gleich, ob ein Beitrag aus China, Angola oder Patagonien stamme, sie wollten lieber ein Ehedrama aus Mordor, einen Finanzkrisenthiller aus Nimmerland oder eine Erotikschote aus Entenhausen sehen. Andere erkennen, dass zwar nicht die in den exotischeren Produkten gezeigten Bewohnerinnen und Bewohner der Dritten Welt, wohl aber die Mittelstandscharaktere, deren Problemchen und Empfindungsverstärkungen so gut wie alle westlichen Filme bis ins letzte ambivalente Eck ausleuchten, irgendwie alle gleich aussehen. Ein historisch Gebildeter mault, man könne den Tiefpunkt des Hauptprogramms, Abel Ferraras rundum katastrophalen Katastrophenfilm „4:44 Last Day on Earth“, in Anlehnung an die alten Gymnasialeselsbrücke „333 – bei Issos Keilerei“ am besten mit der Losung abhaken: „444 – schlechter Lars von Trier“.

Selbst die besten Arbeiten, die man hier bewundern durfte, haben ihre Makel; ja, gerade sie, weil Fehler vorkommen, wo noch etwas riskiert wird: Andrea Arnolds „Wuthering Heights“, mit Recht für Robbie Ryans überragende Kameraführung geehrt, verharrt auf einigen Einstellungen etwas zu verliebt; die Meisterin selbst dürfte am Digitalschnittfenster ein paar mal gedöst haben. Die beiden Filme, in denen der als bester Schauspieler gewürdigte Michael Fassbender zeigte, wie weit er zu gehen bereit ist –, Prügelsex bei Cronenbergs „A Dangerous Method“, nacktes Pinkeln im Stehen bei Steve McQueens „Shame“ –, feiern ihre jeweiligen drastischen Körperlichkeiten hin und wieder auf Kosten plausibler Psychologie (umso schöner, dass einer wie Fassbender dies dann durch schiere Selbstverausga-

bung wettmacht). Selbst die große Leistung der zur besten Schauspielerin gekürten Deanie Ip, die das langsame Sterben eines guten Menschen zeigt, ohne dabei auf die Tränenrüse zu drücken, wird von einer nicht restlos plausiblen Entscheidung der Regie ein bisschen verdunkelt, wenn nach der sehr schönen, gänzlich schleimfrei gefilmten Beerdigung der Heldin eine Art Rückblick sie noch einmal als Lebendige zeigt; als hätte man der melancholischen Pointe, dass das Leben auch bei Gerechten zum Tode führt, die Spitze gleich wieder abbrechen wollen. Cai Shangjun, für „People Mountain People Sea“ als bester Regisseur ausgezeichnet, hat einen guten, aber uneinheitlichen Film gedreht – eigentlich zwei, die nicht recht zusammengehören.

Alexander Sokurows mit dem goldenen Löwen als bester Film prämiertes „Faust“, schließlich, zweifellos ein Markstein in der Entwicklung von mancherlei, das mit

Film zu tun hat, quält bei aller sonstigen Kraft mit softpornographischen Weichzeichnergroßaufnahmen von Gretchens Venushügel, antisemitischen Assoziationen rund um die geldverleihende Teufelsfigur, zu vielen gelehrten Anspielungen auf die „dämonische Leinwand“ (Lotte H. Eisner) des deutschen Filmexpressionismus sowie gelegentlichem Abgleiten in zuckerwattige Fantasy (die bühnenbildetablierende Totale von Stadt und Land am Anfang sieht aus, als wäre bei der Endmontage von Peter Jacksons „Herr der Ringe“ Material übrig geblieben, das der Kunstresse dankbar in sein Goethe-Monstrum hineingeflickt hat). Das Opus ist überhaupt von einer Überladenheit, mit der einen die Polizei von Venedig über keine Brücke lassen würde.

Nur an dem Drehbuch, das der Jury am besten gefallen hat, „Alpis“ von Yorgos Lanthimos und Efthimis Filippou, findet zumindest dieser Rezensent kein störendes Härchen – eine Romanfassung könnte auch die Literaturwelt schöner machen, als sie ist. Auf Literatur versteht sich das ehrgeizigere Filmschaffen 2011 ohnehin: Von rezenter bis klassischer Dramatik, von Le Carré bis Emily Brontë, Comics bis Freud-Biographik reichen die Quellen. Man mag mit Sorge sehen, dass das Gattungsbewusstsein, also die Ahnung davon, dass bestimmte Geschichten nicht zufälliger, sondern zwingenderweise in bestimmten Formaten Wirkung haben und in anderen nicht, von allzu unbekümmerter Verfilmerei leicht zersetzt wird. Wirklich gute Comicschaffende etwa wissen, dass es ihre Aufgabe ist, Erzählbögen zu finden, die nur in ihrem Medium funktionieren. Aber wirklich gute Filmschaffende wissen das eben auch: Die beiden besten Szenen in Tomas Alfredsons Thriller „Tinker Tailor Soldier Spy“, der für den Jurygeschmack wohl ein bisschen zu vollkommen war, bringen den Geist der Romanvorlage in wenigen Sekunden auf den Punkt und kommen doch im Buch gar nicht vor – sie sind, im löblichsten Sinn, rein filmische Schöpfungen.

Falls diese Art Umgang mit den Texten, die sich ähnlich auch bei Arnolds oder Polanskis jüngsten Filmen findet, Schule macht, könnten die Gattungen einander befruchten, ohne sich dabei zu verlieren. Film ist nicht alles, was andere Künste sind. Aber für alles, was andere Künste können, gibt es jeweils etwas, das nur der Film kann. Denen, die ihn achten, schenkt er es, wenn sie hinschauen. DIETMAR DATH

Die Preisträger von Venedig

Goldener Löwe: Alexander Sokurov für „Faust“ (Russland)

Silberner Löwe für beste Regie: Cai Shangjun für „People Mountain People Sea“ (China)

Spezialpreis der Jury: Emanuele Crialese für „Terraferma“ (Italien)

Bestes Drehbuch: Efthimis Filippou und Yorgos Lanthimos für „Alpis“ (Griechenland)

Beste Schauspieler: Michael Fassbender in „Shame“ (Großbritannien)

Beste Schauspielerin: Deanie Ip in „A Simple Life“

Beste Kamera: Robbie Ryan für „Wuthering Heights“ (Großbritannien)

Beste Nachwuchsschauspieler: Shota Sometani und Fumi Nikaido für „Himizu“ (Japan)

Bestes Erstlingswerk: Guido Lombardi für „Là-bas“ (Italien)

Orizzonti-Preis: Shinya Tsukamoto für „Kotoko“ (Japan)

Höchste Töne

WDR Jazzpreis in vier Rubriken

Der Westdeutsche Rundfunk hat seinen Jazzpreis in diesem Jahr in vier Sparten verliehen: Für „Improvisation“ erhält ihn der Pianist Pablo Held, für „Komposition“ der Saxophonist Niels Klein. Beide Musiker leben in Köln. Ebenfalls mit zehntausend Euro ist der Preis in der Kategorie „Nachwuchs“ dotiert, der an die Big Band der Fachhochschule Düsseldorf geht. Den Ehrenpreis hat die Jury den Jazz-Studiengängen der Musikhochschulen in Köln und Essen für besondere Verdienste der Ausbildung zuerkannt. Der Preis, der zum achten Mal vergeben wird, fördert Jazzmusiker, die ihren Lebensmittelpunkt in Nordrhein-Westfalen haben, und ist nach Angaben des Kölner Senders die höchstdotierte Auszeichnung für improvisierte Musik in Deutschland.

Heute

Drei auf einen Streich

Über den israelischen Dichter Elazar Bejotz wurde schon viel geschrieben. Drei neue Bücher lassen ihn in einem völlig neuen Licht erscheinen. **Seite 28**

Staatspleiten

Warum ist Jürgen Stark, Chefvolkswirt der Europäischen Zentralbank, zurückgetreten? Die Stabilität, an die er glaubte, gehört einer längst vergangenen Scheinwelt an. **Seite 29**

Russische Einsamkeitsetüde

Er ist ein legendärer Tänzer. Am Théâtre National de Chaillot in Paris ist Mikhail Baryshnikov jetzt auch als hoch musikalischer Schauspieler zu bewundern. **Seite 30**

Unsere Geburtstagskinder

Wir gratulieren den Schriftstellern Eckhard Henscheid und Ivan Klima, des Weiteren Jean-Claude Carrière, Knut Kiesewetter, Thomas Kapielski und Tadao Ando. **Seite 32**